

Berufsfähig nicht trotz, sondern wegen des Studiums der Geistes- und Kulturwissenschaften

Buch, Florian

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Buch, F. (2007). Berufsfähig nicht trotz, sondern wegen des Studiums der Geistes- und Kulturwissenschaften. *interculture journal: Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien*, 6(3), 33-46. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-453142>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Berufsfähig nicht trotz, sondern wegen des Studiums der Geistes- und Kulturwissenschaften

Dr. phil. Florian Buch

Historiker; Referent und Projektleiter am CHE Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh

Abstract

The article argues that the humanities should act with more self-confidence to allow for a better start of their students into professional careers. Moreover, it gives hints at a more active stance of the humanities related to current trends and reforms in higher education. These hints focus on organizational, curricular and market-oriented aspects.

1. Einleitung

Von einer wissenschaftlichen Krise der Geistes- und Kulturwissenschaften an den deutschen Hochschulen und in der außeruniversitären Forschung – das hat auch der Wissenschaftsrat jüngst in großer Klarheit festgestellt – kann nicht die Rede sein. Die Leistungsfähigkeit der entsprechenden akademischen Disziplinen ist national wie international in wissenschaftlicher Hinsicht unbestritten und auch das hohe Interesse der Gesellschaft an Themen etwa historischer oder kultureller Natur tritt immer wieder deutlich zutage (Wissenschaftsrat 2006:17).

Eher schon, so ist wohl zu diagnostizieren, kann von einer Krise des geistes- und kulturwissenschaftlichen Studiums die Rede sein. Zwar ist die Nachfrage bei diesen Studiengängen vielfach ungebrochen hoch, die Fächer befinden sich aber dessen ungeachtet in der Defensive, wenn es etwa um Effektivität und Effizienz des Studiums geht. Auch objektiv haben die Geistes- und Kulturwissenschaften an Boden verloren, wie eine abnehmende Personaldecke im universitären Kontext zeigt (Wissenschaftsrat 2006:139). Niedrige Studienerfolgsquoten, hohe Abbrecherzahlen und eine nicht selten beträchtliche Studiendauer erschweren und erschweren es den Vertretern dieser Disziplinen hochschulintern wie auch politisch selbstbewusster aufzutreten. Die als unsicher geltende berufliche Perspektive der Absolventen tut ein Übriges, den Legitimationsdruck auch gegenüber Gesellschaft und Politik noch einmal deutlich zu erhöhen (vgl. etwa Dohnanyi-Kommission 2003:59ff.). Umgekehrt ist es für diese eigentlich als etabliert geltenden Wissenschaften eine durchaus neue Herausforderung, in den hochschul- und wissenschaftspolitischen Debatten über Profile und Entwicklungsziele die eigenen Interessen im Sinne einer Erhaltung des eigenen institutionellen Stellenwerts vertreten zu müssen.

Dieser Artikel geht daher insbesondere darauf ein, welche Schritte in den Geisteswissenschaften bereits unternommen worden sind und welche weiterhin unternommen werden können, um insbesondere die Etablierung der Absolventen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern und diese Erfolge auch deutlicher zu kommunizieren, um den entsprechenden Defizitwahrneh-

mungen besser begegnen zu können. Zugleich geht es darum, angesichts einer rasch voranschreitenden Hochschulreform verstärkt ein Verständnis als Subjekt denn als Objekt der Reform zu entwickeln und wirksam zu machen und hierdurch nicht etwa eine Preisgabe, sondern eine Wahrung der wissenschaftlichen und kulturellen Identität geistes- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen zu gewährleisten. Der Artikel situiert hierzu zunächst noch einmal die Studienreform im Kontext der Geistes- und Kulturwissenschaften (vgl. auch Buch / Schmitt 2005). In einem zweiten Schritt ist zu fragen, was diese Disziplinen tun können, um das als zentral wahrgenommene Problem des Absolventenverbleibs und der Berufsqualifizierung – angesprochen auch mit dem Terminus *Employability* – erfolgreicher als in der Vergangenheit angehen zu können. Dabei spielt neben der Einführung entsprechender Strukturmerkmale die Beschreibung von Kompetenzprofilen eine besondere Rolle. In einem dritten Schritt sollen schließlich etwas grundsätzlicher vier Thesen dazu formuliert werden, welche Entwicklungsrichtungen die Geistes- und Kulturwissenschaften einschlagen sollten, um aktuelle Herausforderungen und Trends aufzugreifen.

2. Die Studienreform in den Geistes- und Kulturwissenschaften

2.1 Gründe für eine Reform der Studienstruktur

Zuweilen erscheint es aus heutiger Perspektive, als sei die Studienstrukturereform – oder der so genannte Bologna-Prozess –, also die Einführung der konsekutiven Studienstruktur bzw. von Bachelor- und Masterstudiengängen, ohne Not und aus bloßer Sucht nach dem Neuen, dem Modischen oder möglicherweise auch dem Billigeren über die Hochschulen gekommen. Es heißt dann, das Funktionierende und Zweckmäßige sei um eines Experiments mit ungewissem Ausgang willen aufgegeben worden. Mit großer Entschiedenheit ist zu sagen: Dieser Eindruck ist falsch, und zwar gerade im Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften. Auch wenn die Ergebnisse der Reform sich noch bewähren müssen – über die Notwendigkeit grundlegender Reform kann wenig Zweifel bestehen. Es gab erhebliche Defizite, denen auf diese Weise begegnet werden sollte. Eine hohe Studiendauer, niedrige Erfolgsquoten (vgl. Wissenschaftsrat 2006:129) und beträchtliche Schwierigkeiten der Absolventen, sich erfolgreich auf dem Arbeitsmarkt zu etablieren, gehören hier zu den zentralen und klar belegbaren Defiziten. Nicht nur auf der Ebene des individuellen Studierenden, auch auf der systemischen Ebene waren dies Folgen und Symptome eines ineffizienten Einsatzes in der heutigen Zeit zunehmend knapperer

Mittel für die Ausbildung sowohl relativ als auch absolut gesehen wachsender Studierendenzahlen.

Nahezu jedem Absolventen geistes- und kulturwissenschaftlicher Fächer wird zudem bewusst sein, dass er oder sie zwar vielfach hoch interessante Felder seines bzw. ihres Faches exemplarisch kennen gelernt hat, dass aber eine klare Ziel- oder Ergebnisorientierung nicht zu den Merkmalen seines Studiums gehört hat. Gerade hier hat das Nachdenken über die künftige Beschäftigungsfähigkeit der Absolventen vielfach eine sehr untergeordnete Rolle gespielt: Die Ausbildung in den Magisterstudiengängen orientierte sich am Berufsbild des Wissenschaftlers, die in den Staatsexamenstudiengängen an denen des Lehrers. Dabei wurde vielfach übersehen, dass insbesondere für jene Absolventen, die nicht Lehrer werden wollen, eine auf künftige Berufsfelder und Karrieren hin orientierende Ausbildung nicht wirklich erfolgt ist. An dieser Tatsache ändert auch die Feststellung wenig, dass Beschäftigungsfelder in der Tat sehr viel disparater und schwerer zu greifen sind als dies bei anderen Studienrichtungen der Fall ist. Umso wichtiger wäre es gewesen, diesen Fragen besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Gleichwohl ist nicht zu verkennen, dass die Sprach- und Kulturwissenschaften auch erhebliche Stärken haben. Sie entsprechen vielfach – das belegen die ungebrochen hohen, ja sogar immer weiter steigenden Studierendenzahlen (Wissenschaftsrat 2006:128) – den Studienwünschen und ihre Absolventen identifizieren sich oftmals in besonderer Weise mit dem jeweils eigenen Fach (Multrus / Bargel / Leitow 2001:25). Nach einer Orientierungs- und Berufsfindungsphase sind Geisteswissenschaftler zudem in sehr vielfältigen Bereichen einsetzbar. Auch aus Sicht der Hochschulen und der staatlichen Wissenschaftsverwaltung spricht vieles eher für als gegen die Sprach- und Kulturwissenschaften: Vergleichsweise ressourcenschonend – die laufenden Grundmittel der entsprechenden Fächer im Vergleich zu anderen Fächergruppen belegen dies deutlich (Destatis 2005:26) – können hier beträchtliche Studierendenzahlen verkraftet und ausgebildet werden.

2.2 Die Ziele der Studienreform

Es wäre insofern – vorsichtig formuliert – außerordentlich einseitig, die Studienreform lediglich als modische Verirrung oder als Zeitgeistgehabeprofiliierungssüchtiger Bildungspolitikern darzustellen. Mit dem Wissenschaftsrat hat sich immerhin das höchste wissenschaftliche Beratungsgremium der Bundesrepublik in großer Eindringlichkeit dafür ausgesprochen, Bachelor und Master in Deutschland zu etablieren und hierdurch eine ganze Reihe wichtiger Ziele zu verfolgen. In großer Nüchternheit stellte der Wissenschaftsrat hierzu Anfang 2000 fest:

„Die Anforderungen an die Qualifikationen der Beschäftigten wandeln sich, die Vielfalt der Tätigkeitsbereiche von Hochschulabsolventen wächst, viele Bereiche unterliegen zunehmender Internationalisierung, die Zahl der Studierenden und Absolventen hat deutlich zugenommen. Diese Entwicklungen müssen im Studienangebot angemessen berücksichtigt werden. Vor diesem Hintergrund weist der Wissenschaftsrat seit langem auf die Notwendigkeit einer stärkeren Differenzierung der Studiengänge und -abschlüsse hin. Das Ziel der Reformmaßnahmen sollte es sein, die Vielfalt der Studienangebote zu vergrößern und eine stärker an den Wünschen, Neigungen und Fähigkeiten der Studierenden ausgerichtete Gestaltung des Studiums zu ermöglichen, die Studieninhalte stärker auf Beschäftigungsfähigkeit als Studienziel zu orientieren und neue inhaltliche und zeitliche Verbindungen zur beruflichen Anwendung und Praxis zu schaffen.“ (Wissenschaftsrat 2000:34)

Die in der zitierten Passage anklingenden Veränderungen der Arbeitswelt dürfen hier in der Tat neben den strukturellen Defiziten der bisherigen Studiengänge nicht übersehen werden. Eine Orientierung an Kompetenzen statt an fachlichem Wissen hat insgesamt eine steigende Bedeutung (Hüning / Buch 2005). Für die Geistes- und Kulturwissenschaften ist diese Entwicklung nicht von Nachteil. Die in diesen Disziplinen erworbene Beschäftigungsfähigkeit speist sich generell weniger aus der Verfügung über bestimmte fachliche bzw. wissenschaftliche Inhalte als vielmehr aus den Kompetenzen, sich in wissenschaftlicher Methodik Inhalte zu erarbeiten, diese zusammenfassend darzustellen, kritisch zu reflektieren und eigenständig und mit Blick auf spezifische Probleme bzw. Fragestellungen Schlüsse hieraus zu ziehen. Interdisziplinäre Studiengänge etwa interkultureller Entwicklungen und Gegenstände bieten hier wichtige Perspektiven und eine für Lehrende und Lernende gleichermaßen anspruchsvolle wie anregende Verbindung von eher problem- als disziplinenorientierten Ansätzen (Kehl 2005).

2.3 Der Stand der Umstellung und die Erreichung der Ziele

Dabei dürfen die Kosten des Wandels nicht übersehen werden: Die Umstellung auf Bachelor und Master verlangt den Hochschulen und auch den einzelnen Studierenden viel ab. Wie jeder Systemwechsel erfordert auch dieser erhebliche Investitionen an Kraft und Zeit und es bleibt nicht aus, dass der frühere Zustand idealisiert, und von manchem über Gebühr als bewahrenswert wahrgenommen wird. Dessen ungeachtet, ist die Umstellung inzwischen weit fortgeschritten. So hat die Hochschulrektorenkonferenz kürzlich Zahlen veröffentlicht, nach denen in den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften 48 Prozent der Studiengänge in der konsekutiven Studienstruktur angeboten werden. Noch einmal höher liegt dieser Anteil bei den Regionalwissenschaften mit einem Umstellungsgrad von nahezu drei Vierteln. In den Sprach- und Kulturwissenschaften hingegen ist die absolute Zahl von Bachelor- und Masterstudiengängen hoch, sie entspricht jedoch einem Anteil von lediglich 21 Prozent an

allen Studiengängen dieser Fächergruppe (Hochschulrektorenkonferenz 2005:10). Die Umstellung wird indes fortschreiten. In zahlreichen Bundesländern – zuletzt in Bayern – sind auch gesetzlich klare Regelungen in Richtung auf eine flächendeckende Umstellung der Studienprogramme getroffen worden.

Aber nicht nur quantitative Erfolge sind auf dem Gebiet der Studienstruktureform zu erkennen. Die Ziele der Umstellung werden, dies ist deutlich zu erkennen, zunächst durchaus erreicht. Auch wenn die zu geringen Fallzahlen noch keine abschließenden Bewertungen erlauben, sind die bisherigen Erkenntnisse jedenfalls durchaus ermutigend. Dies gilt auch für solche Aspekte, die für das Studium interkultureller Kommunikation besonders von Interesse sind. Die nicht selten geäußerte Sorge, die Kürze der Studiengänge führe etwa zu einer geringeren internationalen Orientierung der Studiengänge, bewahrheitet sich zunächst ebenso wenig wie die Befürchtung, die Aneignung von Fremdsprachen könne in besonderer Weise hierunter leiden. Erwartungsgemäß werden zudem die verstärkte Ausrichtung an interdisziplinären Studiengangskonzepten und die besondere Berücksichtigung von Schlüsselkompetenzen als Stärke der neuen Studiengänge erkannt. So fördern die neuen Studiengänge „instrumentelle Selbstkompetenzen (Organisationsfähigkeit, selbständiges Arbeiten) stärker als das Studium in vergleichbaren Studiengängen der alten Abschlüsse“ (Minks / Briedis 2005a:III).

Alles in allem sind hier aber die Unterschiede in der Selbsteinschätzung erworbener Kompetenzen weniger gravierend, als man dies vielleicht vermuten würde (Minks / Briedis 2005a:17ff.). Auch wenn berufsvorbereitende Angebote einen höheren Stellenwert haben als in den bisherigen Studiengängen, sind hier weitere Verbesserungen erforderlich. So formulieren Minks und Briedis in einer umfassenden Studie, dass „die Einübung in beruflich-professionelles Handeln noch nicht den Stellenwert gewonnen hat, den es mit dem Anspruch der Herstellung von Employability haben sollte“ (Minks / Briedis 2005a:Iff.). Gerade in den Geisteswissenschaften ist hier aber schon jetzt gegenüber der Vergleichsgruppe aus den bisherigen Studiengängen eine deutliche Stärkung entsprechender Elemente zu erkennen (Minks / Briedis 2005a:38,41).

Dementsprechend zeigt die zitierte Untersuchung, dass die Akzeptanz der Absolventen neuer Studiengänge auf dem Arbeitsmarkt nicht ungünstiger ist als die von Absolventen der bisherigen Studiengänge. Als spezifisches Problem erweist sich lediglich der geringere Bekanntheitsgrad der neuen Abschlüsse (Diehr / Velling 2003, Minks / Briedis 2005b). Geht man davon aus, dass der Bekanntheitsgrad der neuen Studiengänge in der Wirtschaft noch nicht so weit entwickelt ist, wie das zukünftig

der Fall sein wird, kann hier noch mit Verbesserungen gerechnet werden. Es sollte zugleich aber noch weiter daran gearbeitet werden, die Ausgangsbedingungen der Absolventen zu verbessern.

3. Was ist zu tun?

3.1 Employability als Ziel

Bemühungen im Hochschul- und Wissenschaftsbereich verstärkt aus der Perspektive anzustrebender Ziele zu betrachten ist Ausdruck der Grundphilosophie des Neuen Steuerungsmodells, bei dem nicht länger Inputfaktoren zentrale Stellhebel sein sollen, sondern bei dem ganz generell eine Orientierung an Zielen und Wirkungen in den Vordergrund tritt (Brüggemeier 2001). Dieser Gedanke lässt sich auch auf die Studiengänge übertragen: Es geht nicht länger an, einzelne Elemente des Studiums lediglich deshalb zu dessen Teil zu machen, weil ein entsprechendes Angebot nun einmal vorhanden ist. Das Ziel muss vielmehr sein, das gesamte Studium wie auch einzelne Veranstaltungen darauf hin zu entwerfen, dass sie an bestimmten Lernzielen orientierte Beiträge zu einem planvoll zur Richtschnur gemachten Standard liefern (Minks / Briedis 2005a:15). In Fächern, in denen das exemplarische Lernen notwendigerweise einen hohen Stellenwert hat, führt dies weniger zu einer Kanonisierung bestimmter Inhalte, als zu einer kohärenten Planung der hinter den Inhalten liegenden methodischen und kompetenzorientierten Lernziele.

Es ist dabei nicht nur im gesellschaftlichen Interesse, sondern auch in dem zahlreicher Absolventen geistes- und kulturwissenschaftlicher Fächer, dass diese Ergebnisorientierung insbesondere auch eine verbesserte Etablierung der Absolventen auf dem Arbeitsmarkt zum Inhalt hat. Trotz der hohen Identifikation der Absolventen mit ihren Fächern gerade im Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften wird hier signifikant häufiger als in anderen Wissenschaftszweigen eine klarere Orientierung an den Bedürfnissen und Anforderungen des Arbeitsmarktes gewünscht (Multrus / Bargel / Leitow 2001:25). Dementsprechend haben auch die bereits zitierten, vom Wissenschaftsrat formulierten Ziele der Einführung der konsekutiven Studienstruktur in mehrfacher Hinsicht verdeutlicht, dass ein höherer Grad an Praxisorientierung für die Studiengänge im Großen und Ganzen für sinnvoll und möglich gehalten wurde.

Es hat dabei wenig Sinn, employability als etwas zu betrachten, das sich einstellt oder auch nicht. Vielmehr muss es unter Einbeziehung von Erkenntnissen des Qualitätsmanagements, der Studiengangsplanung und auch der Hochschuldidaktik darum

gehen, Studiengänge und Module zu konzipieren, die in dieser Hinsicht überzeugende Elemente enthalten. Anhaltspunkte dafür, dass und wie eine entsprechende Studiengangsplanung gelingen kann, liefert ein entsprechendes Rating, das vom CHE Centrum für Hochschulentwicklung in Verbindung mit dem Arbeitskreis Personalmarketing (DAPM) für betriebswirtschaftliche Studiengänge entwickelt worden ist (Centrum für Hochschulentwicklung / Arbeitskreis Personalmarketing 2006). Auch wenn es sich bei der hier geleisteten Beleuchtung von Studienprogrammen nach der Papierform der jeweiligen Studiengangskonzepte nur um einen ersten Schritt handeln kann, der zu einem späteren Zeitpunkt mit den tatsächlichen Lern- und Ausbildungserfolgen abgeglichen werden muss, wird zumindest deutlich, dass es wichtig und möglich ist, entsprechende Elemente planvoll in Studiengänge zu integrieren und hierbei auch eine gewisse Phantasie an den Tag zu legen. Zugleich wird verdeutlicht, worauf aus Sicht von Studieninteressierten bei der Wahl von Studiengang und -ort geachtet werden kann.

Auch im Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften haben problemorientierte und aktivierende Lehr- und Lernformen gute und bislang unterschätzte Einsatzmöglichkeiten. So wäre zu fragen, weshalb Planspiele, Simulationen und Fallbeispiele zwar in den Wirtschaftswissenschaften, in vielen technischen Fächern und den Rechtswissenschaften möglich sind, in den Geistes- und Kulturwissenschaften aber erfahrungsgemäß kaum je eine Rolle spielen. Zwar liegt auf der Hand, dass zur Vermittlung entsprechender Elemente andere Erfahrungen und Kompetenzen erforderlich sind als zur Vermittlung fachwissenschaftlicher Inhalte, zugleich dürfte aber leicht erkennbar sein, dass entsprechende Kräfte in der Tat zu finden sind. Formen des Unterrichts in Teams, in denen die Kompetenzen des Fachwissenschaftlers durch die Erfahrungen von Praktikern unterschiedlicher Berufsfelder flankiert werden, spielen bislang jedenfalls nur in viel zu wenigen Fällen eine Rolle. Aus Sicht der Hochschulen entsteht durch die Vergabe entsprechender Lehraufträge kein besonderer Aufwand. Auch die Nutzung der neuen Medien kann hier wichtigen Zusatznutzen entfalten.

Es wäre hilfreich, die Nutzung solcher Kompetenzen, die von Geistes- und Kulturwissenschaftlern erworben werden, auch einmal hinsichtlich ihrer Relevanz für unterschiedliche Berufsfelder abzuklopfen. Hier muss es auch darum gehen, nicht alleine die unmittelbar mit den entsprechenden Fachrichtungen assoziierten Berufsfelder – Museen, Verlage, Kultureinrichtungen usw. – in den Blick zu nehmen, sondern bewusst auch solche Felder, die hier nicht zuallererst in den Blick genommen werden. Dass Geistes- und Kulturwissenschaftler auch in vielen Bereichen etwa der Politikberatung, der Kommunikation, des Marketings

oder der Non-Profit-Organisationen Beschäftigung finden, sollte bewusst berücksichtigt werden.

Dabei ist zudem unter didaktischen Gesichtspunkten zu berücksichtigen, dass Praktika und ähnlichen Elementen oftmals eine stark motivierende Bedeutung zugeschrieben wird. Es geht aber zudem nicht alleine darum, die Studierenden mit Anforderungen der Praxis bekannt zu machen, sondern es geht ebenso darum, Personalverantwortliche relevanter Praxisfelder auf die vielfältigen Kompetenzen und die oftmals hohe Selbstständigkeit der Absolventen dieser Fächer hinzuweisen. Dieser Aspekt ist aber auch in anderer Hinsicht von hoher Bedeutung. Klare Vorstellungen davon, was Geistes- und Kulturwissenschaftler können und weshalb ihre Einstellung aus Unternehmenssicht sinnvoll sein kann, fehlen auch den Absolventen selbst vielfach.

3.2 Wissen, was man tut – Beschreibungen von Kompetenzprofilen müssen her

Der Gedanke einer Heranführung auch der Wirtschaft an die Geistes- und Kulturwissenschaften und an deren Absolventen führt zu einem weiteren Punkt: Die Beschreibung der Kompetenzen und Fähigkeiten, die Geisteswissenschaftler jenseits des unmittelbaren Wissenserwerbs erwerben, ist in Deutschland noch erheblich unterentwickelt. Es fehlt insofern nicht alleine außerhalb der Geisteswissenschaften an einem entsprechenden Wissen bzw. an entsprechenden Images, sondern es mangelt erfahrungsgemäß auch den Absolventen selbst nicht selten an der Fähigkeit, ihre eigenen Kompetenzen entsprechend zu beschreiben.

Beispiele dafür, wie dieses gelingen kann, liefert das englische Council for Industry and Higher Education (CIHE) in Profilen, die hier für sehr unterschiedliche wissenschaftliche Qualifikationen entwickelt worden sind. Exemplarisch können hier eine Reihe entsprechender Merkmale benannt werden. So wurden für die Absolventen der Philosophie unter anderem folgende Kompetenzen formuliert:

- „Sensitivity in interpretation of thoughts and ideas drawn from both history and current trends.
- Clarity and rigour in the critical assessment of arguments presented in such thoughts and ideas.
- The ability to work with and in relation to others through the presentation of ideas and information and the collective negotiation of solutions.
- Willingness to evaluate opposing arguments, to formulate and consider the best arguments for different views and to identify the weakest elements of the most persuasive view.

- The ability and desire to learn for oneself and improve one's self-awareness, emotional intelligence and performance. To be a self-starter (creativity, decisiveness, initiative) and to finish the job (flexibility, adaptability, tolerance to stress).“
(Council for Industry and Higher Education 2004:4)

Es muss dabei an dieser Stelle nicht darum gehen, ob und inwiefern diese Merkmale tatsächlich spezifisch für eine bestimmte geistes- oder kulturwissenschaftliche Disziplin sind. Was vielmehr wichtig erscheint, ist die Tatsache, dass man sich um entsprechende Beschreibungen bemüht hat und hierbei eben doch eine Reihe von nicht landläufig bekannten, wohl aber einleuchtenden Beschreibungsmöglichkeiten liefert, die aus Sicht von Personalverantwortlichen durchaus neue Einsichten liefern können. Für eine verbesserte Vermittlung von Absolventen in qualifikationsgemäße Beschäftigungsverhältnisse käme einer entsprechenden Verbesserung des Marketings auch in Deutschland hohe Bedeutung zu. Erforderlich ist hierfür, auch eine oftmals problematische Wahrnehmung der eigenen Situation aufzugeben, und selbstbewusst über Leistungen und deren Messbarkeit zu sprechen, statt einen Habitus der Praxisferne oder lediglich den eigenen Opferstatus zu kultivieren.

4. Vier Vorschläge zur weiteren Entwicklung der Geistes- und Kulturwissenschaften

Nicht selten ist erkennbar, dass sich die Vertreter der Geistes- und Kulturwissenschaften in einer sehr defensiven Wahrnehmung ihrer eigenen Situation eingerichtet haben. Kritiker dieser Haltung haben dann auch entsprechende Überschriften gewählt, um die Vertreter der Fächer zu mehr Eigeninitiative zu ermuntern. So titelte der Journalist Martin Spiewak in der ZEIT provokant „Rettet Euch selbst, sonst tut es keiner“ (Spiewak 2004) und der Essener Sozialpsychologe Harald Welzer formulierte eine in vielem vergleichbare Position in der Süddeutschen Zeitung unter der Überschrift „Die Kavallerie kommt nicht“ (Welzer 2004). Es ist Spiewak und Welzer wohl nur zuzustimmen: Sehr viel stärker als bisher sollten sich die Geistes- und Kulturwissenschaften zum Wohle ihrer eigenen Disziplinen um eine aktive Positionierung, um eine Nutzung ihrer Stärken und den Abbau ihrer Schwächen bemühen. Dafür, wie dieses gelingen könnte, sollen im Folgenden vier Vorschläge formuliert werden.

4.1 Problemorientierung stärken

Die Innovationsforschung und Wissenschaftssoziologie belegt deutlich, dass wissenschaftlicher Fortschritt insbesondere an den Schnittfeldern der Disziplinen stattfindet (Mittelstraß 2003). Auch wissenschaftspolitisch wird diese Richtung dem-

entsprechend präferiert bzw. von den Organisationen und Institutionen eingefordert (Dohnanyi-Kommission 2003).

Dennoch ist die Vernetzung unterschiedlicher Disziplinen oftmals schwierig und es gibt Regeln und Grundsätze, die dabei eingehalten werden müssen, soll nicht eine fruchtbare Zusammenarbeit durch die Diskussion über je eigene methodische Standards verunmöglicht werden. Ein möglicher Schritt in dieser Richtung ist eine Orientierung am Problem bzw. an der Problemlösung. Sie ist es, die unterschiedlichen Wissenschaftlern gemeinsam am Herzen liegt und die insofern auch der Maßstab erfolgreicher disziplinenüberschreitender Zusammenarbeit ist. Sie hilft zudem, bestimmte Grundsatzdiskussionen im Sinne der pragmatischen Kooperation zu lösen.

Soweit hier die Lehre betroffen ist, geht es um ganz ähnliches. Es steht nicht so sehr die Frage der Methodik im Vordergrund, als der erfolgsorientierte und pragmatische Einsatz unterschiedlicher Methodologien im Interesse der Vermittlung von Problemlösekompetenzen. Es ist erkennbar, dass diese Wahrnehmung auch aus studentischer Perspektive attraktiv erscheint. Es handelt sich hierbei auch deshalb um mehr als eine wissenschaftspolitische Mode. Auch die Anforderungen der beruflichen Praxis richten sich nicht nach den disziplinären Grenzen, sondern erfordern ein Zusammenspiel unterschiedlicher Kompetenzen und Wissensbestände. Aus diesem Grund, nicht um der Entfaltung einer Wohlfühlkultur willen sind Team- und Kommunikationsfähigkeit so wichtig.

4.2 Neue Organisationsmodelle erproben

Immer wieder wird mit Blick auf das deutsche Wissenschaftssystem moniert, dass fachliche Einheiten und fachdisziplinäres Denken eine zu wichtige Rolle spielen (Hollingsworth / Stollorz 2004). Die inhaltliche Orientierung an der Lösung wissenschaftlicher und / oder praktischer Probleme verdeutlicht zudem, dass und weshalb eine Zusammenführung unterschiedlicher Kompetenzen eine zentrale Rolle für den wissenschaftlichen Fortschritt wie auch für die kompetenzorientierte Ausbildung der Studierenden besitzt. Organisatorische Flexibilität ist insofern eine der Leitlinien der Hochschulentwicklung, die in den vergangenen Jahren bereits an vielen Hochschulen – etwa den Universitäten Hamburg, Hannover oder Kassel – zur Bildung größerer Einheiten geführt hat, in denen eine größere Anzahl von Studiengängen und Forschungsschwerpunkten betrieben werden.

Dieser Trend setzt sich fort und führt zur Bildung von Organisationsmodellen, in denen nicht mehr so sehr eine Fakultät oder ein Fachbereich im Vordergrund steht als eine Reihe von Studiengängen und Forschungsschwerpunkten, die aus den Perso-

nalkörpern unterschiedlicher Disziplinen gebildet sind. Hinzu tritt oftmals ein professionalisiertes Management einzelner Studiengänge und Forschungsschwerpunkte.

4.3 Kräfte bündeln

In einigen Bereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften sind beträchtliche Ressourcen schon jetzt gebündelt. So hat die Freie Universität Berlin sehr erfolgreich ein Zentrum ‚Alte Welt‘ geschaffen oder an der Universität Kassel werden in einem Zentrum namens INCHER Kompetenzen im Bereich der Hochschulforschung gebündelt. Durch die Bildung von Zentren und die Koordination von Aktivitäten wird die kritische Masse erreicht, derer es beispielsweise zur erfolgreichen Einwerbung von Drittmitteln bedarf. In anderen Bereichen hingegen ist mit Erstaunen zur Kenntnis zu nehmen, wie klein vielfach entsprechende Einheiten sind. So verdeutlicht der Evaluationsbericht der Wissenschaftlichen Kommission Niedersachsen für den Bereich der Philosophie, wie isoliert die Wissenschaftler oftmals sind (Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen 2005). So wird nicht nur die ‚Angreifbarkeit‘ der entsprechenden Bereiche für sparorientierte Hochschulleitungen und Landesregierungen erhöht, sondern es fällt zudem schwer, Studienangebote und Forschungsorganisation tatsächlich auf Dauer zu stellen. Die Bildung entsprechender wissenschaftlicher Zentren ist insofern ein durchaus richtiges Ziel einerseits von Hochschulleitungen, andererseits auch von Seiten der staatlichen Wissenschaftsorganisation. Auch wenn fraglos nicht allen entsprechenden Bemühungen rückhaltloses Vertrauen auszusprechen ist: An mancher Stelle ist die Kritik an zersplitterten Einheiten berechtigt. Aber auch hier gilt: das proaktive Bemühen um eine Bündelung eigener Ressourcen verdient aus Sicht der Fächer unbedingt den Vorzug vor dem Zuwarten auf entsprechende Eingriffe von Seiten der Hochschulleitung oder des je zuständigen Ministeriums.

4.4 Selbstdarstellung verbessern

Es ist bereits davon die Rede gewesen, dass und wie die Geistes- und Kulturwissenschaften bestimmte Defizite insbesondere im Bereich der Ausbildung beseitigen können. Sie werden allerdings sowohl um der Gewinnung geeigneter Studierender willen wie auch wegen der wissenschaftspolitischen und hochschulinternen Herausforderungen zudem Anstrengungen entfalten müssen, um diese Verbesserungen dann auch öffentlich darzustellen. Es muss endlich einmal darum gehen, sehr viel stärker als bisher ein Marketing der Disziplinen wie auch einzelner Angebote – also von Studiengängen und Organisationseinheiten – zu betreiben. So sollte der Erfolg von Absolventen ebenso exemplarisch wie quantifizierend erfasst und beschrieben werden; die

Bedingungen eines erfolgreichen Studiums an der eigenen Hochschule können im Vergleich zu durchschnittlichen Werten oder auch zu bestimmten Benchmarks erhoben und dargestellt werden oder es kann Nutzen aus der Zufriedenheit eigener Studierender gezogen werden, wie sie sich etwa in Rankings niederschlägt.

Auch wenn die Vorstellung vielen Wissenschaftlern fremd sein mag, ihre Leistungen als in Marktbeziehungen stehend wahrzunehmen: Es liegt in ihrem eigenen Interesse wie auch in dem ihrer wissenschaftlichen Anliegen, eben dies zu tun. Zudem ist zu berücksichtigen, dass die ‚Unerhörtheit‘ dieses Gedankens auf den zweiten Blick weniger groß ist und ein entsprechendes Verhalten weniger ‚unwissenschaftlich‘ anmutet als dies vielleicht auf den ersten Blick der Fall sein mag. So ist von ihnen nie bezweifelt worden, dass sie sich in machen Bereichen im Wettbewerb befinden (so etwa im Wettbewerb um Forschungsmittel oder um Reputation), sie müssen nun zusätzlich sehr viel bewusster als bisher auch den Wettbewerb um die besten Studierenden oder um die besten Wissenschaftler aufnehmen. Die besseren Studierenden durch eine Dokumentation der eigenen Leistungen zu gewinnen oder sie und die besseren Wissenschaftler durch entsprechende Auswahlmechanismen an die eigene Einrichtung zu ziehen, kann daher nicht als unbilliges Ziel angesehen werden.

Es kommt hinzu, dass auch die derzeitigen Entwicklungen im Bereich der Hochschulentwicklung in die Richtung gehen, das Bestehen entsprechender marktmäßiger Beziehungen zu simulieren. Dies ist Teil des eingangs bereits erwähnten Neuen Steuerungsmodells und führt dazu, dass Finanzmittel zwischen den Hochschulen wie auch innerhalb der Hochschulen unter wettbewerblichen Gesichtspunkten vergeben werden. In diesem Wettbewerb geht es zwar weniger um die Selbstdarstellung, da hier entsprechende Indikatoren über Erfolg und Misserfolg entscheiden, wohl aber ist eine Verständigung auf entsprechende Indikatoren und die Anerkennung neuartiger Beziehungen zwischen Hochschule und Staat aber auch innerhalb der Hochschulen erforderlich. Dabei gilt grundsätzlich, dass es im Zweifelsfalle besser ist, sich selbst mit der Definition und Durchsetzung von Standards und Erhebungsmöglichkeiten zu befassen als dies anderen zu überlassen. Die Wichtigkeit dieser Punkte wird in Zukunft noch einmal zunehmen, wenn Studiengebühren durch den beruflichen Erfolg aus Studierendensicht gerechtfertigt werden müssen oder wenn die Ausfallquoten bei entsprechenden Darlehensfinanzierungen zeigen, wo eine Etablierung der Absolventinnen und Absolventen auf dem Arbeitsmarkt gelingt und wo nicht.

Literatur

Brüggemeier, M. (2001): Public Management. In: Hanft, A. (Hg.): *Grundbegriffe des Hochschulmanagements*. Neuwied / Kriftel: Luchterhand, S. 377 – 383.

Buch, F. / Schmitt, T. (2005): Die neuen Studiengänge und der Arbeitsmarkt. Überlegungen zur Einführung der konsekutiven Studienstruktur in den Geisteswissenschaften. *Zeitenblicke 4 (1)*, Online Dokument: <http://www.zeitenblicke.de/2005/1/buch/index.html> [Zugriff am 18.06.2006].

Centrum für Hochschulentwicklung / Arbeitskreis Personalmarketing (2006): *Rating von Studiengängen unter besonderer Berücksichtigung der Beschäftigungsbefähigung (employability)*. Gütersloh, Online Dokument: http://www.che.de/downloads/Methodik_Rating_neu_480.pdf [Zugriff am 18.06.2006].

Council for Industry and Higher Education (2004): *Philosophy. Student Employability Profile*. London, Online Dokument: <http://www.cihe-uk.com/docs/SEP/Philosophy.pdf> [Zugriff am 18.06.2006].

Destatis (2005): *Monetäre hochschulstatistische Kennzahlen*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt, Online Dokument: <http://www-ec.destatis.de/csp/shop/sfg/bpm.html.cms.cBroker.cls?cmspath=struktur,vollanzeige.csp&ID=1017008> [Zugriff am 18.06.2006].

Diehr, S. / Velling, J. (2003): Werden unsere Hochschulen dem Bedarf des Arbeitsmarkts gerecht? *Vierteljahrshefte für Wirtschaftsforschung 72*, S. 289 – 304.

Dohnanyi-Kommission (2003): *Strukturreform für Hamburgs Hochschulen*. Hamburg, Online Dokument: <http://fhh.hamburg.de/stadt/Aktuell/behoerden/wissenschaftsforschung/service/publikationen/strukturreform-fuer-hamburgs-hochschulen-kommissionsbericht-pdf,property=source.pdf> [Zugriff am 18.06.2006].

Hochschulrektorenkonferenz (2005): *Statistische Daten zur Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen. Wintersemester 2005/2006*. Bonn, Online Dokument: http://www.hrk.bologna.de/bologna/de/download/dateien/StatistikBAMAH-RKWiSo2005_06.pdf [Zugriff am 18.06.2006].

Hollingsworth, J. / Stollorz, V. (2004): Risiko, du schöne Braut der Wissenschaft. *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 19.05.2004*.

Hüning, L. / Buch, F. (2005): Beschäftigungsfähigkeit und Hochschulpolitik – Trends und Perspektiven im Bologna-Prozess. In: Prager, J. / Wieland, C. (Hg.): *Von der Schule in die Arbeitswelt. Bildungspfade im europäischen Vergleich*. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung, S. 135-152.

Kehl, K. (2005): Aufstieg inklusive. Regionalstudien. Vermittelt wird ein breites Spektrum an Kompetenzen. Die Wirtschaft braucht solche Fachleute. *Rheinischer Merkur 12. 12.2005*, Online Dokument: http://www.merkur.de/9386.0.html?&no_cache=1 [Zugriff am 18.06.2006].

Minks, K.-H. / Briedis, K. (2005a): *Der Bachelor als Sprungbrett? Ergebnisse der ersten bundesweiten Befragung von Bachelorabsolventinnen und Bachelorabsolventen. Teil I: Das Bachelorstudium*. Hannover: HIS, Online Dokument: <http://www.his.de/pdf/Kia/kia200503.pdf> [Zugriff am 18.06.2006].

Minks, K.-H. / K. Briedis (2005b): *Der Bachelor als Sprungbrett? Ergebnisse der ersten bundesweiten Befragung von Bachelorabsolventinnen und Bachelorab-*

solventen. Teil II: Der Verbleib nach dem Bachelorstudium. Hannover: HIS, Online Dokument: <http://www.his.de/pdf/Kia/kia200503.pdf> [Zugriff am 18.06.2006].

Mittelstraß, J. (2003): *Die Geisteswissenschaften und die Zukunft der Universität.* Köln: Verlag Dr. Otto Schmidt.

Multrus F. / Bargel, T. / Leitow, B. (2001): *Das Studium der Geisteswissenschaften. Eine Fachmonographie aus studentischer Sicht.* Bonn: BMBF, Online Dokument: www.bmbf.de/pub/das_studium_der_geisteswissenschaften-kurzbericht.pdf [Zugriff am 18.06.2006].

Spiewak, M. (2004): Rettet euch selbst, sonst tut es keiner. Die Geisteswissenschaften sind für die Zukunft schlecht gerüstet. Sie müssen sich ändern. Oder untergehen. *DIE ZEIT* 22.04.2004, S. 45 f.

Welzer, H. (2004): Die Kavallerie kommt nicht. Wozu Geisteswissenschaften? *Süddeutsche Zeitung* 12.03.2004, S. 22.

Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen (2005): *Forschungsevaluation an niedersächsischen Hochschulen und Forschungseinrichtungen: Philosophie. Ergebnisse und Empfehlungen.* Hannover, Online Dokument: http://www.wk.niedersachsen.de/Materialien/FE_Philosophie.pdf [Zugriff am 18.06.2006].

Wissenschaftsrat (2000): *Empfehlungen zur Einführung neuer Studienstrukturen und -abschlüsse.* Drs. 4418/00, Köln, Online Dokument: <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/4418-00.pdf> [Zugriff am 18.06.2006].

Wissenschaftsrat (2006): *Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland.* Drs. 7068/06, Köln, Online Dokument: <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/7068-06.pdf> [Zugriff am 18.06.2006].